

Claudia Bruns

**Wissen – Macht – Subjekt(e).
Dimensionen historischer Diskursanalyse am Beispiel des Männerbund-
diskurses im Wilhelminischen Kaiserreich**

Die Schriften des französischen Philosophen Michel Foucault verstehen sich selbst nicht als kompakter methodischer Leitfaden für eine veränderte Forschungspraxis.¹ Sie ermöglichen dennoch eine Art Perspektivverschiebung gegenüber jenen Traditionen, Vorstellungen und Fragen der Geschichtswissenschaft, die sich mit den Begriffen Ideengeschichte, Ideologiekritik und Historische Sozialwissenschaft verbinden. Natürlich macht eine an Foucault orientierte Diskursanalyse auch viele wichtige Anleihen bei diesen Theorien.² Im Folgenden möchte ich jedoch das Trennende hervorheben, um deutlicher zu machen, was die Diskursanalyse für die historische Forschung leistet. Um eine solche Perspektivverschiebung plastisch werden zu lassen, möchte ich sie für die drei Felder des Wissens, der Macht und der Subjektformation skizzieren, um anschließend zu zeigen, welche Impulse die Geschichte des Männerbundes durch die Diskursanalyse bekommen könnte.³

Eine diskursanalytische Herangehensweise eröffnet die Möglichkeit, Fiktion und Realität, Denken und Handeln, Kultur und Politik als besonders eng miteinander verschränkt zu konzipieren: Statt Makro- und Mikroebene, Struktur und Praxis gegeneinander zu setzen, rückt ihre Verwobenheit ins Zentrum der Aufmerksamkeit. In diesem Sinn möchte der vorliegende Beitrag der verbreiteten Polemik entgegentreten, dass die Diskursanalyse notwendigerweise das Subjekt abschafft und damit auch die Akteure und Akteurinnen, weil vermeintlich nur noch der Diskurs handelt.⁴ Einer Diskursanalyse kann es keinesfalls um die Aufhebung handelnder Subjekte gehen, sondern allein um deren radikale Historisierung. Dabei können auch einzelne AutorInnen und Werke in den Blick genommen werden – sofern letztere in ihrer Verwobenheit mit dem Diskursfeld und die handelnden Subjekte in ihrer Eigenmächtigkeit wie auch in ihrer Abhängigkeit von machtgesättigten überindividuellen Aussagesystemen und Sinnproduktionen gezeigt werden.

Es gilt, gerade die „Paradoxien der Subjektivierung“ (Butler 1997: 39) herauszuarbeiten, die deutlich machen, dass ein sich bestimmten Normen widersetzendes Subjekt von eben diesen Normen befähigt und hervorgebracht wird. Das sich in historischen Zeugnissen artikulierende ‚Gefühl‘ subjektiver „Authentizität“ und „Originalität“ würde sich dann von allen Seiten als bedingt erweisen, nämlich als ein Produkt von spezifisch historischen Wissens-, Macht- und Subjektformationen. Die politische Sprengkraft dieser historisierenden Sicht auf die Bedingungen des modernen bürgerlich-autonomen Subjekts kommt jedoch nur dann zum tragen, wenn es gelingt, die Ebene subjektiven Erlebens in historische Diskursanalysen zu integrieren.⁵

Dimensionen historischer Diskursanalyse

Wissen

Ideengeschichtliche Ansätze zielen – plakativ gesprochen – vor allem darauf, Traditionen der Wissensgenese nachzuzeichnen und eine Denkfigur bis zu ihren (möglichst antiken) Anfängen zurückzuverfolgen. Bestimmt werden soll, wann eine Idee zum ersten Mal auftauchte und wie sie modifiziert und verbreitet wurde und welche Vorläufer und Nachahmer sie hatte. Der Erfinder einer Idee gilt – wenn auch nicht mehr als Genius – so doch zumindest als ihr relativ autonomer Schöpfer, dessen Einbindung in einen sozialen Zusammenhang entweder auf der biographischen Ebene oder auf der Ebene der Wissenstradition vollzogen wird.

Eine diskursanalytische Perspektive hingegen versucht den Blick nicht zurück, sondern (nach vorn und) auf die konkrete Situation zu richten. Sie spürt nicht unbedingt Traditionslinien nach, sie fragt vielmehr nach der strategischen Bedeutung des Wissens in einem spezifischen historischen Augenblick.

Während ideologiekritische Konzeptionen unter „Ideologie“ ein Set falscher oder unvollkommener Ideen verstehen, die nicht oder noch nicht den Status der Wissenschaftlichkeit erreicht haben, interessiert sich eine Diskursanalyse für die historisch unterschiedlichen Rationalitätsformen des Wissens. Ihr geht es nicht darum, ob eine Aussage in einem universellen Sinn wahr oder falsch ist, sondern um ihre historisch-spezifische Gültigkeit. In diesem Sinn lässt sich ein Diskurs auch als Differenz zwischen dem, was jemand zu einer bestimmten Zeit potentiell nach den Regeln der Grammatik äußern konnte und dem, was tatsächlich gesagt worden ist, bestimmen. Nur wer nicht allzu weit von den Handlungsmöglichkeiten abweicht, die durch den Diskurs vorgegeben werden, befindet sich im „Wahren“ (Foucault 1991: 63; Landwehr 2003: 105). Wissen ist somit nicht (mehr) losgelöst von Macht zu sehen, vielmehr entwickelt es sich immer schon in einem Feld von Machtbeziehungen, ohne allerdings in diesen aufzugehen.

In diesem Sinn lässt sich etwa folgendes Set von Fragen an Wissensdiskurse stellen: Warum wird Wissen zu einem bestimmten Zeitpunkt formuliert und (erneut) stark gemacht? Auf welche Weise werden Kohärenz, Plausibilität und damit Wahrheit erzeugt? Welche (Macht-)Funktionen übt ein Wissensdiskurs aus? Welche Ein- und Ausschlüsse sind mit ihm verbunden? Mit welchen Legitimationsstrategien ist dies jeweils möglich? Wie werden benachbarte Wissensdiskurse integriert?

Bezogen auf den Männerbunddiskurs ist so etwa zu fragen, warum sich der Berliner Männerbundtheoretiker Hans Blüher bei der Einführung des homoerotischen Männerbundmodells ab 1912 und verstärkt während des Ersten Weltkriegs auf den antiken Erosbegriff Platons berief. Die traditionelle Ideengeschichte würde vor allem der Frage nachgehen, wie Blühers Erosbegriff sich in die lange abendländische Geschichte der Platon-Rezeption einfügt, wie seine spezifische Lesart Platons aussah und auf welche Weise er die Bedeutung des antiken Erosbegriffs verfehlte. Hingegen stellt sich in diskursanalytischer Perspektive die Frage, warum Blüher gerade zu dieser Zeit auf Platon verwies und welche Funktion sein Rekurs für die Legitimierung seiner Äußerungen hatte.

Warum wurde es im Kontext des Männerbunddiskurses überhaupt notwendig, über Sexualität und Eros zu sprechen? Auf welche Weise wurde Sexualität gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem zentralen Thema, dessen Enträtselung „wahre Aussagen“ über Individuen und Gemeinschaft versprach? Was wollte man von der Sexualität wissen, welche Rationalitäten lagen diesem Wissen zugrunde und wie wurden diese (von wem und zu welchem Zeitpunkt) eingesetzt? Welche sozialen Praktiken waren mit diesem Wissen verbunden? Und wie verschränkte es sich mit anderen Spezialdiskursen?

In diesem Sinn können dann verschiedene Texte befragt und mikroanalytisch in ihrem rhetorischen System analysiert werden. Ziel ist es, Reihen von ähnlichen Äußerungen in verschiedenen Texten, Praktiken, institutionellen oder architektonischen Systemen zu ermitteln, die einem gemeinsamen Regelsystem von „Aussagen“ folgen, das den Diskurs strukturiert.

Ein Diskurs beschränkt sich (in der Regel) nicht auf eine bestimmte Fachdisziplin, sondern überschreitet deren Grenze. Der Männerbunddiskurs etwa entwickelte sich in ganz unterschiedlichen Spezialdiskursen der Jahrhundertwende: in Anthropologie, Ethnologie, Medizin, Sexualwissenschaft, Homosexuellenemanzipation, Jugendbewegung, Politik und Pädagogik. In diesen Wissensfeldern dominierten verschiedene Wahrheits- und Erkenntnisssysteme, die sich dennoch aufeinander bezogen und gegenseitig beglaubigten. Die diskursanalytische Perspektive versucht keinem der Diskurse oder Praxisfelder per se einen Vorrang einzuräumen. Hier distanziert sie sich auch von der historischen Sozialwissenschaft und deren Neigung, bestimmte ökonomisch-soziale (Herrschafts-)Strukturen zu privilegieren und als vorrangig gegenüber dem Handeln des Einzelnen zu betrachten. Um die Wechselwirkung zwischen der Struktur und dem handelnden Individuum herausarbeiten zu können, nimmt die an Foucault orientierte Diskursanalyse ein vielschichtiges Netz von Machtbeziehungen an und gibt die einseitige Fokussierung auf Herrschafts- und Institutionsanalysen auf.

Macht

Lange Zeit wurde das Politische als Wissen vom Staat, von Herrschern und deren (kriegerischer) Machtstrategien verstanden. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts haben sich die Bestimmungen des Politischen von einem „(herrschafts-)technischen“, über einen „staatszentrierten“ hin zu einem „macht-“ und schließlich „konfliktzentrierten“ Politikbegriff verändert (Kreisky/Sauer 1997: 16). Diesen Bestimmungen liegt trotz aller Unterschiede ein gemeinsames, auf Herrscher, Staaten und Institutionen verengtes Verständnis des Politischen zugrunde (Boukrif 2002: 1-3). Auch in der historischen Sozialwissenschaft hat man sich überwiegend auf die Analyse von Institutionen, Interessengruppen und die Herausbildung offizieller Politik konzentriert. Formen „privater“ Macht wurden von „öffentlich-politischer“ Herrschaft abgegrenzt oder nur am Rande behandelt (Wehler 1987: 10; Maset 2002: 73). Dies hatte zur Folge, dass die im bürgerlichen Zeitalter eingeführte Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit nicht problematisiert, sondern fortgeschrieben wurde. Im Raum des Politischen begegnen sich der dominanten Vorstellung zufolge gleichberechtigte, vernunftgesteuerte, zu freiem Willen und autonomen Entscheidungen befähigte Subjekte. Diese überaus wirkmächtige Konzeption implizierte auch, dass sich im politischen Handeln nur männliche Subjekte aufeinander beziehen konnten. Traditionell als weiblich codierte Bereiche etwa in der Familie und implizite Formen politischer Einflussnahme wurden als „unpolitisch“ dethematisiert.⁶

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht nur aus feministischer Perspektive notwendig, Macht- und Politikbegriffe einzusetzen, die es ermöglichen, implizite (Geschlechter-)Hegemonien – die als Vorannahme in die Analyse eingehen – zu problematisieren.⁷ Foucault hatte zwar kein explizites Interesse an einer Kritik der Geschlechterhierarchien, entwickelte aber ein Machtmodell, das den relationalen und produktiven Charakter von Macht betont und zugleich bestimmte Grundannahmen vom autonomen Subjekt zum Gegenstand der Analyse macht. Die Frage ist dabei nicht, wer (von vorneherein) Macht innehat, sondern wie Macht als politische Technologie funktioniert. Macht wird demnach nicht besessen, sondern existiert nur

in actu – selbst dann wenn sie sich, um sich in ein zerstreutes Möglichkeitsfeld einzuschreiben, auf permanente Strukturen stützt.

Machtverhältnisse unterscheiden sich Foucault zufolge von Gewaltverhältnissen, insofern sie nicht direkt brechend, zerstörend oder zwingend auf Körper oder Dinge einwirken, sondern ein bestimmtes Verhalten mehr oder weniger wahrscheinlich machen, anstacheln oder ablenken, erleichtern oder erschweren. Erst dort, wo für das Gegenüber keine Reaktions- und Handlungsmöglichkeiten mehr existieren und die Determinierungen gleichsam gesättigt sind, entsteht ein Herrschafts- oder Gewaltverhältnis.⁸

Statt eine starre Dichotomie zwischen Unterwerfung und Widerstand, Oben und Unten, Herrschenden und Beherrschten, Emanzipation und Anpassung vorauszusetzen, macht Foucault darauf aufmerksam, dass jede Form des Eingreifens in den Diskurs auch eine Übernahme von dessen Regeln erfordert. Gerade diejenigen, die intervenieren, sind dem Diskurs unterworfen. Sie müssen dessen Regeln befolgen, um ein Aber formulieren zu können. Und doch sind gerade sie es, die dynamische Prozesse auslösen.

Aus diskursanalytischer Perspektive wird auch die Vorstellung problematisch, dass Macht in erster Linie auf den Geist bzw. auf das Bewusstsein wirkt. Macht hat vielmehr unmittelbare körperlich-materielle Wirkungen: Sie prägt das Selbstverhältnis des Einzelnen, beeinflusst seinen Körper und formt seine Gesten, Gefühle und Handlungsweisen. Die Vorstellung von ideologischer Macht hingegen, die sich primär als Verschleierung präsentiert, verfehle – so Foucault – das tatsächliche Funktionieren von Machtprozessen, da sie den Glauben an den Primat des Bewusstseins und die Freiheit des Willens aufrechterhalte – beides integrale Bestandteile bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung.

Subjekt(ivierung) und Regierung

Für eine veränderte politische Geschichtsschreibung sind Foucaults Analysen nicht zuletzt auch deswegen relevant, weil sie Machtpraktiken zugleich auf individueller und gesellschaftlicher Ebene lokalisieren. Gerade wenn das Politische nicht auf das Handeln staatlicher Institutionen beschränkt, sondern – wie in den Gouvernementalitätsstudien Foucaults angeregt – der Regierungsbegriff weiter gefasst wird, gerät das Zusammenspiel von Formen der Regierung durch Andere und der Selbstregierung in den Blick. Diese Perspektive scheint mir besonders geeignet, um die politischen Formen unterhalb der institutionalisierten Politik zu erfassen.⁹

Regierung kann so als ein „Kontaktpunkt“ beschrieben werden, „an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung verknüpft ist“. ¹⁰ Subjektbildungen und die Konstruktion subjektiver „Wahrheiten“ wären demnach ein konstitutiver Teil jenes politischen Prozesses, der politischem Handeln in institutioneller Form zu Grunde liegt und dieses damit allererst ermöglicht. Das Politische wäre nicht mehr eindeutig personell, institutionell oder lokal bestimmt (Laclau/Mouffe 2000: 148-149 u. 224). Was allerdings nicht bedeutet, dass „alles politisch“, sondern das Politische „überall gegenwärtig“ ist (Landwehr 2003: 104).

Ein solcherart kulturtheoretisch erweitertes Verständnis des Politischen eröffnet die Möglichkeit, die Prozesse der Subjektconstitution nicht als eine Grenze des Regierungshandelns zu verstehen, sondern als Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu den Anderen.¹¹ Die diskursiv produzierten, historischen Subjektivierungsweisen begrenzen dabei den Handlungsspielraum der Individuen, ohne diesen zu determinieren (Bublitz 1999: 60).

Eine Diskursanalyse des Männerbunds würde vor dem Hintergrund einer solchen Perspektivverschiebung nach der Genese der politischen Rationalität des männerbündischen

(Kollektiv-)Subjekts fragen. Sie möchte wissen, auf welche Weise eine männerbündische „Erfahrung“ produziert wurde, die viele Menschen der Weimarer Republik für sich als „authentisch“ charakterisierten. Mit einer solchen historischen (Re-)Konstruktion von Erfahrung ist zugleich das Ensemble der oben skizzierten drei Dimensionen angesprochen: Ein Feld des Wissens, das über Begriffe, Konzepte, Theorien, wissenschaftliche Disziplinen etc. definiert ist; eine Anzahl von Machtbeziehungen, die das Erlaubte vom Verbotenen, das Natürliche vom Unnatürlichen, das Normale vom Pathologischen etc. unterscheiden; und eine Beziehung des Individuums zu sich selbst, die es ihm erlaubt, sich als (männerbündisches) Subjekt unter anderen anzuerkennen.¹²

Dass ein Mensch männerbündische – und damit auch antifeministische sowie antisemitische – Überzeugungen, Praktiken und Gefühle äußert, ließe sich dann nicht einfach als Folge einer prekären sozialen Lage, etwa einer wirtschaftlichen Krisen- oder Notsituation oder seiner Angst vor der Frau deuten. Es müsste vielmehr erklärt werden, wie eine Verbindung zwischen dem Erlebnis von Angst und Not auf der einen Seite und der Diskriminierung von Frauen (und Juden) hergestellt wurde.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine an Foucault orientierte Diskursanalyse danach fragen würde, in welcher Weise Diskurse und AkteurInnen durch Wissens-, Macht- und Subjekt-Praktiken daran beteiligt sind, eine gültige Definition von Wirklichkeit durchzusetzen, die sich dem Einzelnen als „reale“, „authentische“ und „persönliche“ Erfahrung präsentiert (Landwehr 2003: 115). Statt nach den persönlichen Motiven der einzelnen SprecherInnen in einem diskursiven Feld zu forschen – womit neuerlich bestimmte Vorannahmen vom autonomen, rationalen Subjekt in den Text eingehen – regen Foucaults Texte dazu an, stärker nach der Gewordenheit dieses Subjekts selbst zu fragen, das sich in einem bestimmten Wahrheits-, Wissens- und Machtfeld konstituiert. Persönliche Motive von AkteurInnen können deshalb trotzdem zum Gegenstand der historischen Untersuchung werden. Allerdings erst dann, wenn DiskursteilnehmerInnen sich tatsächlich darüber mitteilen. Wird eine solche Äußerung als „Aussage“ in einem historisch-spezifischem System von Wahrheits- und Wissenszusammenhängen verortet, entgeht man der Gefahr, den handelnden Personen nachträglich eine bestimmte (meist von aktuellen psychologischen Annahmen geprägte) Subjektvorstellung zu unterstellen.

Der Männerbunddiskurs im Kaiserreich

Die Geschichte des Männerbunds ist oft als Analyse einer gleich bleibenden Struktur männlicher Bündnisse von der Antike bis in die Gegenwart geschrieben worden. Der Männerbund stieg bei linken Kritikern wie rechten Befürwortern zu einer „kulturellen Universalie“ auf, die in allen Gesellschaften und zu allen Zeiten zu finden sei (so z.B.: Blazek 1999; Weissmann 2004). Für die hier vorgestellte Form der Diskursanalyse rückt indes das historische „Ereignis“, das „Auftauchen“ des „Männerbunddiskurses“ an der Oberfläche der Worte, in den Mittelpunkt. Diese Perspektive macht sichtbar, dass der Männerbunddiskurs eine ‚Erfindung‘ bürgerlicher Männer der Jahrhundertwende war und also keineswegs ein transhistorisches Phänomen war, das unverändert von den Griechen bis heute existierte. Geschlechtsexklusive Zusammenschlüsse von Männern gab es zwar schon früher, doch erst um die Jahrhundertwende wurde der „Männerbund“ zum Einsatz in einem strategischen Wissens- und Machtfeld. Ohne das moderne Wissen der Ethnologie, Medizin und Sexualwissenschaft sowie ein bestimmtes Verständnis vom modernen Subjekt wäre er nicht

möglich gewesen – auch nicht ohne die Frontstellung bildungsbürgerlicher Männer gegen die sich emanzipierenden Frauen sowie gegen Adel, Arbeiterklasse und Juden.

Formierung des Wissens vom „Männerbund“ um 1900

Um die Jahrhundertwende „erfand“ der Bremer Ethnologe Heinrich Schurtz den „Männerbund“, indem er bei so genannten „primitiven Völkern“ in allen Teilen der Welt „Männerhäuser“ entdeckte, zu denen Frauen keinen Zutritt hatten (Schurtz 1902). Er reagierte damit auf wissenschaftliche Diskussionen, die um den männlichen oder weiblichen Ursprung der Menschheit kreisten. Der Baseler Jurist und Altphilologe Johann Jakob Bachofen behauptete 1861, dass es am Anfang der Geschichte eine Phase der Promiskuität und des Mutterrechts gegeben habe. Erst allmählich hätte sich der Mann gegen die Frau durchgesetzt. Bachofen löste damit eine Debatte um die prekäre Vorherrschaft des Mannes aus, die bis weit ins 20. Jahrhundert aktuell blieb. Schurtz versuchte hingegen, den männlichen Ursprung jeder sozialen Höherentwicklung erneut zu beweisen. Er nahm an, dass sich bei den „Urvölkern“ die Grundlage der Zivilisation besonders deutlich erkennen ließe und erklärte den „primitiven“ Männerbund – und nicht die von der Frau dominierte Familie – zur tragenden Kraft des modernen Staates (Bruns 2005a; Brunotte 2004: 25-29).

Etwa zeitgleich entfalteten einige Soziologen und Anthropologen ähnliche Gedanken. Otto Ammon erklärte beispielsweise in der Zeitschrift für Socialwissenschaften, dass die „geselligen Triebe“ „mit den Familientrieben nichts gemein [hätten], sondern von ihnen ganz unabhängig“ seien.¹³ Erst die antifamiliären „socialen Triebe“ brächten den Mann dazu, sich für das Staatswesen „altruistisch“ aufzuopfern (Ammon 1901: 110-102). Und Otto Weininger wollte bereits vor Schurtz auf denselben Gedanken gekommen sein, denn:

Das Weib ist wirklich auch vollkommen unsozial; (...) Für den Staat, für Politik, für gesellige Gemütlichkeit hat die Frau keinen Sinn (...). Die Familie endlich ist geradezu *das unsoziale* (...) Gebilde. (Weininger 1922 [1903]: 258).

Zur selben Zeit kam es auch in Medizin und Sexualwissenschaft zur Problematisierung von gesunder, normaler Männlichkeit. Seit den 1870er Jahren erregte die Figur des „Homosexuellen“ große Aufmerksamkeit, welche sich um die Jahrhundertwende zu einer regelrechten Obsession steigerte. Der „Homosexuelle“ avancierte vor allem deswegen zum bevorzugten Objekt der Sorge, weil er nicht mehr nur als Sünder und Sodomit, sondern als ein verweiblichter Mann galt – mit einem spezifischen Charakter sowie abweichenden anatomischen Merkmalen und Verhaltensweisen.

Mit der Figur des „verweiblichten“ „Homosexuellen“ stieg der Druck auf Männer, den stetig verfeinerten Normalitätskriterien zu genügen, um nicht als krank, deviant, sozial nutzlos oder als Gefahr für die Bevölkerung angesehen zu werden. Dem Neurologen Paul Julius Möbius genügten schon die Entdeckung „weiblicher Züge“ an einem Mann, um seine zivilisationsbedingte fortschreitende „Entartung“ zu diagnostizieren.¹⁴

Verschränkung von Wissen, Macht und Widerstand

Homosexualität als männliche Sozialität

Gegen diese Zuschreibungen setzten sich um die Jahrhundertwende einige Anhänger der noch jungen Homosexuellenbewegung zur Wehr. Während der Kreis um den Berliner Arzt und Sexualreformer Magnus Hirschfeld in erster Linie auf gleiche Rechte setzte, zielte die Gruppe der „Maskulinisten“ auf eine Kulturrevolution, um das als „feministisch“ und später auch als

„semitisch“ diagnostizierte Zeitalter zu beenden. Ihre Vertreter wollten die männlichen Werte und Tugenden der „germanischen Rasse“ stärken und durch die Renaissance antiker erotischer „Männerfreundschaften“ und „Männerbünde“ eine neue männlich dominierte Welt schaffen.

Die Anhänger maskulinistischer Positionen bildeten eine Gruppe um den Berliner Verleger Adolf Brand, der über Jahrzehnte eine eigene Zeitschrift (*Der Eigene*) herausgab und mit öffentlichen Veranstaltungen auf sich aufmerksam machte. In diesem Kontext bekräftigte der Kunsthistoriker und Philosoph Eduard von Mayer 1903 Schurtz' These, wonach die „Mannheit“ die erste und letzte Erscheinung der Welt sei, während man die „Weibheit“ nur als Folgeerscheinung, als das „Zweite“, bezeichnen müsste. Zwar sei die Wiederherstellung einer „männlichen Rassekultur, wie Sparta sie gekannt hat, heute leider ein Unding: die Menschheit ist [...] merklich weibisch geworden“, doch müsse man der Frau den öffentlichen Einfluss entziehen. Kämpferisch rief er zu einer erneuerten und gestärkten Männlichkeit auf: „Ihr Männer seid Männer! – dann werden wir auch wieder eine männliche, was männliche, eine menschliche Kultur haben“ (Mayer 1903: 52).

Diese „maskulinistischen“ Versuche, sich als Teil hegemonialer Männlichkeit zu definieren, wurden zu einem zentralen Motor der Ausbreitung und Ausdifferenzierung des Männerbunddiskurses. Dabei konnten sich auch die widerständigen Maskulinisten nicht völlig außerhalb herrschender Diskurslogiken bewegen. Zum einen vermochten sie sich nicht jenseits des Sexualitätsdispositivs – unabhängig vom eigenen sexuellen Begehren – zu definieren. Zum anderen versuchten sie sich gerade über antifeministische und antisemitische Ausgrenzungsstrategien mit der Mehrheit der Männer zu solidarisieren und damit Gehör zu verschaffen.

Umgekehrt war die allgemein verbreitete Zurückweisung der Ansprüche der Frauenemanzipation wiederum die Voraussetzung für die maskulinistische Strategie, sich über „supervirile“ Männlichkeit mit besonderer staatlich-sozialer Nützlichkeit in das Feld des Normalen einzuschreiben. Was so ihrer Normalisierung und Integration dienen sollte, verstärkte umgekehrt die gesellschaftliche Fragmentierung.¹⁵

Der (maskulinistische) Widerstand bewegte sich innerhalb der Machtbeziehungen, gegen die er antrat. Als Emanzipationsdiskurs stabilisierte er zugleich gesellschaftliche Hierarchien. Umgekehrt konnte für die Maskulinisten aus hierarchischer Zweigeschlechtlichkeit eine Möglichkeit zur Aufhebung gesellschaftlicher Differenz werden.

Eine weitere Strategie bestand darin, die „sociale Frage“ „auf das engste mit der Frage des Eros“ zu verknüpfen, so der Zoologe Benedict Friedlaender. Aus der verbreiteten Annahme, dass sexuelle Bindungen auch die soziale Ordnung bestimmten, versuchte man eine besondere soziale Aufgabe mann-männlicher Sexualität abzuleiten. Diese sah man vor allem in der Staatsbildung.

Hans Blüher hielt es 1912 nicht mehr für notwendig zu beweisen, dass Homosexualität nützlich für die Gesellschaft sei: Schließlich habe Freud nachgewiesen, dass jedes soziale Gebilde auf sexuellen Bindungen beruhe. Homosexualität sei keineswegs als pathologische Abweichung von der Norm zu bewerten, sondern mache den Mann überhaupt erst zum „zoon politikon“ und verleihe ihm die Fähigkeit zum sozialen Zusammenschluss. Dieser Trieb-Logik zufolge eignet sich ein Mann umso mehr für Politik, Staat und Erziehung, je stärker seine erotischen Bindungen an andere Männer sind. Der Staat gehe nicht aus der Familie hervor, sondern sei allein ein Produkt des Mannes (Blüher 1912: 70).

Die maskulinistischen Theoretiker versuchten also durch eine diskursive Übersetzung sexueller in soziale Bindungsfähigkeit ihren Anspruch auf den Status von nützlichen, wertvollen und (supra-)normalen Gesellschaftsmitgliedern zu legitimieren. Dies trug umgekehrt dazu bei, politische Formationen und den sozialen Zusammenhalt der Nation in

biologischen (sexuellen) Termini zu diskursivieren. Damit ist weniger eine ideologische „Verschleierung“ des politischen Diskurses gemeint als die Hervorbringung einer bestimmten (biologischen) Rationalität, die es erlaubt, gesellschaftliche Probleme in einer bestimmten Art und Weise zu artikulieren und damit Handlungsfelder zu strukturieren. Da zeitgleich auch in anderen Diskursen ähnliche Verbindungen von Männlichkeit und Sozialität postuliert wurden – in Ethnologie, Medizin, Sexualwissenschaft, Psychoanalyse und Politik – erschien diese Sicht vielen Zeitgenossen plausibel.

Die Explosion des Männerbunddiskurses: Skandale in Politik und Jugendbewegung

Damit lagen die verschiedenen diskursiven Elemente bereit, die der Berliner Student und Apothekersohn Hans Blüher 1912 nutzte, um ein aktuelles und brisantes Phänomen zu erklären: die Jugendbewegung. Selbst ein ehemaliger Wandervogel schuf er einen Bezugs- und Interpretationsrahmen, an dem sich die folgenden Jugendgenerationen und jugendbewegte Erwachsene abarbeiteten. Spätestens nach dem Ersten Weltkrieg war der Männerbund nicht nur ein populärer Diskurs, sondern auch eine Lebensform für die bündische Jugend rechter und linker Bewegungen.

Blühers These von der Wandervogelbewegung als „erotischem“ und männerbündischem „Phänomen“ wäre für die Zeitgenossen nicht im selben Maße glaubwürdig gewesen, wenn nicht zuvor eine Reihe von Skandalen im Umfeld von Kaiser Wilhelm II. zur Popularisierung des Wissens über die bis dahin noch weitgehend unbekanntere Figur des (effeminierten) „Homosexuellen“ gesorgt hätte. Die Vorstellung von einer ebenso staatsgefährdenden wie staatstragenden homosexuellen „Verbündelung“ des adeligen Beraterkreises des deutschen Kaisers formierte sich zwischen 1906 und 1908 vor den staunenden Augen der wilhelminischen Öffentlichkeit. Ihre politische Brisanz wirkte noch 1934 in der Konstruktion des homosexuellen Staatsfeinds durch die Nationalsozialisten nach (zur Nieden 2005: 17-51). Die politischen Skandale um den Fürsten Eulenburg waren auch der Anstoß für eine Diskursivierung von Homosexualität in der Wandervogelbewegung und regten den jungen Blüher dazu an, die Debatte um den Männerbund voranzutreiben (Bruns 2005b: 52-80). Durch seine Bücher wurde er „mit einem Schlage ein berühmter und berüchtigter Mann“ (Blüher 1953: 342). Seine Wirkung auf die sich als „vaterlos“ empfindende Generation der Jugendbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg war außerordentlich.

Subjekteffekte: neue Praktiken der (Selbst-)Regierung

Das biographische Beispiel Hans Blühers

An der Biographie Hans Blühers lässt sich exemplarisch zeigen, wie Macht- und Wissensdiskurse bis in die persönlichen Erlebnisse und Techniken der Selbstkonstitution hinein wirksam wurden.¹⁶ Als problematisch erlebte er das disziplinierende Schulsystem, die dogmatischen Lehren der evangelischen Kirche, den wilhelminischen Patriotismus, den normierenden Leistungsdruck des bürgerlichen Elternhauses, den Mangel an überzeugenden Vorbildern und den Druck zur Regulierung der eigenen (sexuellen) Gefühle, um sich als ‚echter Mann‘ zu beweisen.

Vor diesem Hintergrund empfand Blüher seine überaus emphatische Bindung an andere Jungen und den Führer der Wandervogelgruppe, die mit einer Abneigung gegen Mädchen und Frauen einherging, als „Befreiung“ und „Revolution“. Doch diese Gefühle wurden nach den Eulenburg-Skandalen auch im Wandervogel verdächtig.¹⁷ Sie wurden von anderen Gruppenmitgliedern vor dem Hintergrund des sich ausbreitenden Sexualitätsdispositivs als

„absonderliche Freundschaft“, „sexuelle Irrung“ und „sittliche Verfehlung“ wahrgenommen und provozierten eine erste Spaltung und beinahe Blüher's Ausschluss aus der Bewegung.¹⁸

Blüher's neue Antworten bewegten sich dennoch im Rahmen der zur Verfügung stehenden diskursiven Denk- und Handlungsmöglichkeiten. Über einen Wandervogelführer lernte Blüher die Strategien der Homosexuellenemanzipation und ihre Vertreter kennen sowie die aufkommende psychoanalytische Theorie. Er nutzte beides, um persönliche Erlebnisse und Erfahrungen neu zu erklären und zu interpretieren. Doch nur weil seine Männerbundtheorie auch die Problem- und Gefühlslagen seiner Generation traf und somit anschlussfähig an diskursiv produzierte Wahrheiten war – die ganze Bewegung stand inzwischen im Verdacht, ein „Päderastenclub“ zu sein –, konnten sie öffentlich wirksam werden und ihrerseits auf die Wissens- und Machtdiskurse zurückwirken, diese modifizieren und verändern.

Diskurs – M/macht – Erfahrung

Blüher's Theorie ermöglichte es, Empfindungen kommunizierbar zu machen, indem sie Begriffe für jene Bereiche einführte, für die es noch keine Worte gab. Sie verwandelte damit Gefühle und Erlebnisse in eine beschreibbare kollektive „Erfahrung“. Mit Blüher's Triebtheorie konnten junge Menschen ihre Beziehungen als Zeichen „unbewusster“ erotischer Gefühle deuten. Werner Kindt, Leiter des Wandervogel e.V., schrieb im Alter von siebzehn Jahren, am 22. Januar 1916, an seine Mutter:

Durch lange Jahre durch hatte ich immer Freunde im Wandervogel. Ich brauche nur an Lambrecht zu denken. Nun ging aber aus diesem Buche [Blüher's, C.B.], von dem ich Dir schon mehrfach sagte, deutlich hervor, daß alle solche Freundschaften durchweg ein Merkmal von Homosexualität bilden. Und in der Tat mußte ich mir gestehen, daß die Kennzeichen, die der Verfasser dieser Schrift angab, auch bei mir zutreffen.¹⁹

Gerade weil die männerbündische Triebtheorie ein vermeintlich „wahres“, aber nur „unbewusst“ gefühltes Inneres des Subjekts adressierte, trug sie dazu bei, diesen imaginären „Kern“ überhaupt erst herzustellen, ihn gleichsam zu konzeptionalisieren. Ein Wandervogelführer soll beispielsweise an Blüher geschrieben haben:

Gott, ja, was ist uns nicht alles klar geworden. Wir haben uns an die Stirn geschlagen. Ja, das war es ja, was wir auch schon jahrelang geahnt und gefühlt hatten! Du sprachst es aus. Nun da wir den Schlüssel hatten, tat sich uns Kammer für Kammer auf.²⁰

Die Vorstellung vom unbewussten, erotischen Inneren war insofern modern, als sie dem aufgeklärten, autonomen, rationalen Subjekt ein romantisches, individuelles, abgründiges und leidenschaftliches Selbst entgegenstellte. Dieses wurde historisch in dem Moment umso glaubwürdiger, als das einseitig rationale Denken im reformorientierten Teil des wilhelminischen Bürgertums selbstreflexiv und problematisch wurde. Politische Dimensionen einer solchen Konstruktion vom authentischen Triebsubjekt wurden ebenfalls sichtbar. Das „unbewusst“ Sexuelle konnte von Jugendlichen nicht nur zur Erklärung ihrer intimsten Gefühle und Leidenschaften herangezogen werden, sondern es diente zugleich dem Verständnis sozialer Distinktion sowie diesbezüglichen Vorlieben und Abneigungen. Die Verschränkung von Sozialem und Sexuellem, so flexibel normalistisch das Anliegen der Maskulinisten zunächst war, trug andererseits dazu bei, fixe, „protonormalistische“ Ausgrenzungen über den sexuellen Trieb zu begründen.²¹ Sie lieferte nicht nur eine moderne Erklärung für die „abgöttische Liebe“ der Jungen zu ihren Führern, sondern verschob auch die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen über die Integration von Mädchen und Juden in den

Wandervogel in einen Bereich (sexueller) „innerer Wahrheiten“, in dem es nichts mehr auszuhandeln gab. So schrieb ein anderer Wandervogelführer an Blüher:

Nun aber lese ich dein Buch in diesen Tagen und finde darin eine nie erwartete, ganz neue Anschauung, die scheint, den Anspruch erheben darf, richtig zu sein. Noch wühlt alles in mir. (...) Die Beobachtung einer gewissen Weiberfeindlichkeit im Wandervogel habe ich sehr oft gemacht. Ebenso, daß eine ganze Ortsgruppe an einer Person hing. Ziemlich allgemein ist die Auffassung, daß diejenigen, die mit Mädels poussieren, nicht in den W.-V. gehören (Blüher 1914: 22; erweiterter Anhang zur zweiten Aufl.).

Und Kindt notierte zu Blüher anlässlich einer „Aussprache im kleinen Kreis“, die am 8. August 1920 stattfand, in sein Tagebuch:

Konni [Kleymann, C.B.] führt aus, die Idee des W.V. sei allein Freundschaft von Jung zu Jung. Das Geistige komme dann als Sekundäres hinzu. Ein Bund müsste aufgebaut sein auf persönlich-erotischer Bindung von Mensch zu Mensch, also Auslese nach dem Gesichtspunkt: Gefällst Du mir, mag ich Dich gern leiden. [...Er] könne natürlich keine Mädchen als Wandervögel anerkennen.²²

Analog zur Abwertung von Mädchen – denen Blüher „ungeistige“ und unbündische Eroskräfte attestierte – unterstellte er ab 1916 auch Juden ein gestörtes Verhältnis zum Eros. Juden litten unter einer zu starken Fixierung auf die Familie, ihre Fähigkeit zur erotischen Bindung an andere Männer sei verkümmert. Diese „Männerbundschwäche“ mache sie unfähig zur Staatsbildung und stelle damit den fundamentalsten Gegensatz zum abgründigen, mit dem Eros verbundenen „Germanen“ dar (Blüher 1921 [1919]: 170). Eugen Diederichs, führender Verleger der Jugendbewegung, konstatierte 1922, dass es Blüher erstmals gelungen sei, die „Judenfrage unter eine[m] kosmischen Gesichtspunkt“ zu sehen (Diederichs 1922: 607). Tatsächlich habe der deutsche „Germane“ den Drang, „aus seinem Unbewußten heraus die eigene Form zu gestalten“, während den einseitig intellektuellen Juden ein solcher Bezug zum „dämonischen Grund“ und zum „Chaotischen“ fehle. Dieser Unterschied innerster Art sei die eigentliche Ursache für den „anwachsenden Antisemitismus nach der Kriegszeit“, so Diederichs, dessen Empfinden von vielen Aktivisten der Jugendbewegung geteilt wurde (Diederichs 1922: 608).

So lässt sich zeigen, dass das, was die Jugendlichen als tiefste Gefühle empfanden, sich in Kategorien bewegte, die das „Archiv“ des Wissens vorgab. Dieses führte zu Fiktionalisierungen biographischen Erlebens, die als solche für authentische Subjektivität gehalten wurden, jedoch immer auch entlang gesellschaftlicher Wahrheits-Konstrukten verliefen. Die Machteffekte dieses Vorgangs zeigten sich nicht nur in Form von juristischen Verboten oder disziplinärer Kontrolle, sondern auch über die Lust und die Anreizung zum Wissen (Bublitz 1999: 207). Der Verweis auf den eigenen (mann-männlichen) Eros entwickelte sich zu einer geheimnis- und lustvollen, intimen Wahrheit, die das Subjekt anreizte, sich in diesem schmeichelhaften und modernen Spiegel neu zu betrachten und gleichzeitig seine soziale Distinktion, seinen geschlechtlichen und rassistischen Ein- und Ausschluss konstituierte.

Diskurse schrieben sich in individuelle Selbstentwürfe und -Praktiken ein und wurden von den Individuen in ihre „biographischen Operationen“ eingebaut – beides sorgte für eine kontrollierte Verteilung von Wissen. Insofern ist der Körper eines der zentralen Felder, auf dem historische Kämpfe und Praktiken ausgetragen wurden (Bublitz 1999: 205). Formen der „Selbstregierung“ erweisen sich hier aufs engste mit der „Regierung anderer“ verknüpft. Denn die neuen Gefühle hatten durchaus praktisch-politische Konsequenzen: Nach 1918 wanderten die Mädchen überwiegend getrennt von den Jungen, Juden wurden aus der sich echt

„deutsch“, „germanisch“ und „männlich“ empfindenden Bündischen Jugend verdrängt. Die Politik des Eros wurde gerade im Rekurs auf eine innere Wahrheit des Subjekts wirkmächtig.

Literaturverzeichnis

- Ammon, Otto (1901): Der Ursprung der sozialen Triebe. In: Zeitschrift für Socialwissenschaft 4: 101-113
- Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hrsg.) (2001): Diskursanalyse. Theorien, Methoden, Anwendungen. Hamburg: Argument Verlag
- Blazek, Helmut (1999): Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht. Berlin: Links
- Blüher, Hans (1912): Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion. Mit einem Vorwort von Magnus Hirschfeld und einem Nachwort von Hans Blüher. Berlin: Buchhandlung Bernhard Weise
- Blüher, Hans (1914) [1912]: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion, 2. verm. u. verb. Auflage mit einem Vorwort von Hans Blüher zur 2. Aufl. Berlin-Tempelhof: Bernhard Weise
- Blüher, Hans (1921) [1919]: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert. Bd. 2: Familie und Männerbund. Jena: Diederichs
- Blüher, Hans (1953): Werke und Tage. Geschichte eines Denkers. München: Paul List
- Bröckling, Ulrich/Krasemann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main u.a.: Suhrkamp
- Boukrif, Gabriele u. a. (Hrsg.) (2002): Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Münster: Lit.
- Brieler, Ulrich (2001): Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker. Köln: Böhlau
- Brunotte, Ulrike (2004): Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne. Berlin: Wagenbach
- Bruns, Claudia (2005a): „Die eigenartige Tätigkeit des Mannes bei der Gesellschaftsbildung ...“ Heinrich Schurtz' ethnologische Perspektiven auf das Geschlechterverhältnis um 1900. In: Ethnizität und Geschlecht: 115-136.
- Bruns, Claudia (2005b): Skandale im Beraterkreis um Kaiser Wilhelm II. Die homoerotische „Verbündelung“ der „Liebenberger Tafelrunde“ als Politikum. In: zur Nieden (Hrsg.) (2005): 52-80
- Bublitz, Hannelore (1999): Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewussten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften. Frankfurt am Main u.a.: Campus
- Burchell, Graham/Gordon, Colin/Miller, Peter (Hrsg.) (1991): The Foucault effect. Studies in governmentality. Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main u.a.: Suhrkamp
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Diederichs, Eugen (1922): Antisemitismus. In: Die Tat vom 14. 08.1922: 607-609.
- Dreyfus, Hubert/Rabinow, Paul (1994): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort von und einem Interview mit Michel Foucault. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Athenäum
- Ethnizität und Geschlecht. (Post-)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien. Hrsg. v. Graduiertenkolleg „Identität und Differenz“. Köln u.a.: Böhlau
- Foucault, Michel (1993): About the beginning of the Hermeneutics of the Self. In: Political Theory 21.2: 198-227
- Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus/Rabinow (Hrsg.) (1994): 252-264
- Foucault, Michel (1991): Politics and the study of discourse. In: Burchell/Gordon/Miller (Hrsg.) (1991): 53-72
- Geuter, Ulfried (1994): Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jungenfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main u.a.: Suhrkamp
- Jäger, Siegfried (1993): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 2. überarb. u. erw. Aufl. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung
- Keller, Reiner (2004): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1997): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. In: Politische Vierteljahresschrift 28.1997: 16.
- Landwehr, Achim (2003): Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen. In: Archiv für Kulturgeschichte 85.1: 71-117

- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2000): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. 2. Aufl. Wien: Passagen
- Landwehr, Achim (2003): Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen. In: Archiv für Kulturgeschichte 85.1: 71-117
- Landwehr, Achim (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse. Tübingen: Edition Diskord
- Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Berlin/Hamburg: Argument
- Lemke, Thomas/Krasmann Susanne/Bröckling, Ulrich (2000): Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologie. Eine Einleitung. In: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hrsg.) (2000): 7-40
- Link, Jürgen (1997): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Martschukat, Jürgen (Hrsg.) (2002): Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt am Main u.a.: Campus
- Maset, Michael (2002): Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung, Frankfurt am Main u.a.: Campus
- Mayer, Eduard (1903): Männliche Kultur. Ein Stück Zukunftsmusik. In: Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur, Kunst und Literatur 4. 1: 46-59
- Möbius, Paul Julius (1901): Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze. Leipzig: Barth
- Neuenhaus, Petra (1993): Max Weber und Michel Foucault. Über Macht und Herrschaft in der Moderne. Pfaffenweiler: Centaurus
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schurtz, Heinrich (1902): Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Mit einer Verbreitungskarte. Berlin: Georg Reimer
- Weber, Max (1987): Politik als Beruf. Berlin: Duncker und Humblot
- Volkov, Shulamit (2000): Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays. 2. erw. Aufl. München: Beck
- Weininger, Otto (1922) [1903]: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. 24. unveränderte Aufl. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller
- Wehler, Hans-Ulrich (1987): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd 1: Vom Feudalismus des alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815. München: Beck
- Weissmann, Karheinz (2004): Männerbund. Schnellroda: Edition Antaios
- zur Nieden, Susanne (2005): Homophobie und Staatsräson. In: zur Nieden (Hrsg.) (2005): 17-51.
- zur Nieden, Susanne (Hrsg.) (2005): Homosexualität und Staatsräson in Deutschland 1900-1945. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland: Frankfurt am Main u.a.: Campus

1 Dieser Beitrag ist ebenfalls erschienen in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 2005.16 .4:106-122 sowie in: Franz X. Eder (Hrsg.) (2006): Historische Diskursanalysen. Theorie, Genealogie, Anwendungen, Wiesbaden: VS: 189-203.

2 So führt die Diskursanalyse etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die Kritik der deutschen Historischen Sozialwissenschaft an einer Idealisierung des Subjekts fort, die die politische Ideengeschichte lange dominierte, um sie ihrerseits zu radikalieren. Sarasin 2003: 14; das komplexe Verhältnis von Foucault zur Gründerfigur der historischen Sozialwissenschaften, Max Weber, untersucht u.a. Neuenhaus 1993; zum spannungsreichen Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Foucaultscher Diskursanalyse vgl. auch: Maset 2002 u. Brieler 2001.

3 Zu den an Foucault anknüpfenden diskursanalytischen Schulen und Methoden – vor allem der „amerikanisch-pragmatischen“ und der „französisch-poststrukturalistischen“ – siehe als erste Orientierung Angermüller/Bunzmann/Nonhoff 2001; gelungene Einführungen bieten auch Keller 2004; Landwehr 2001; Bublitz 1999 und Link 1997; einen eigenen, stärker sprachanalytisch orientierten Versuch methodischer Operationalisierung legte 1993 Siegfried Jäger als „Kritische Diskursanalyse“ vor; zur Anwendung auf die Geschichtswissenschaft vgl. auch: Martschukat 2002.

4 Ähnlich resümiert u.a. Sarasin die Vorbehalte vieler Historiker in Bezug auf eine Rezeption diskursanalytischer Theorien, vgl.: Anm. 1, 29 f.; vgl. auch: Maset 2002: 37-42.

5 Das durch eine bestimmte Lesart der Aufklärung implementierte System von Wahrheit, Natürlichkeit, Authentizität und Identität, auf dem unsere Grundannahmen vom „wahren“ Subjekt fußen, die unter anderem politische In- und Exklusionen (bis heute) legitimieren, würde sich als historisch bedingt erweisen und einer neuen Form der Kritik zugänglich.

-
- 6 Nicht zuletzt Max Weber legte nachhaltig die Weichen für das staats- und institutionenzentrierte Politikverständnis des 20. Jahrhunderts, indem er die Frage nach Machtvermehrung, die Aneignung von Führungsrollen oder zumindest die Teilhabe an Führungspositionen in der modernen Massendemokratie zum zentralen Gegenstand der Politik erhob. Von einem „weiten Politikbegriff“ distanzierte er sich, weil „das ja sogar die ‚Politik einer klugen Frau, die ihren Mann zu lenken trachtet‘ (...) umschließen würde“ (Weber 1987: 7). Die private Ebene wurde mit persönlicher und emotionsgesteuerter Einflussnahme gleichgesetzt und als außerpolitisch definiert.
- 7 Die Perspektive auf Macht als Position und Besitz tendiert überdies dazu, den Ausgang von Konflikten als Ergebnis der Ausgangsbedingungen, nicht jedoch als etwas erst im Verlauf von Konflikten „Produziertes“ zu sehen.
- 8 Machtverhältnisse operieren mit Hilfe von Strategien der Auseinandersetzung. Mit „Strategien“ ist die Wahl der Mittel zur Erreichung eines Zwecks bezeichnet, sodann die aufgewandte Rationalität und die Weise, in der man versucht, den Anderen in den Griff zu bekommen und ihm seine Kampfmittel zu entziehen. In solchen strategischen Machtrelationen gibt es zugleich immer das Potential, das Verhältnis umzukehren. Foucault 1994: 252-264.
- 9 In der Konzeption der historischen Sozialwissenschaft, die die Macht der Verhältnisse betont, wird die Lage des Subjekts hingegen tendenziell zu seinem Platzhalter, da Subjekt und „agency“ in diesem makroanalytischen Ansatz in einem Netz von Positionen und Konstellationen verschwinden (Maset 2002: 74).
- 10 „Regierung“ meint weniger einen Unterwerfungsmechanismus als das bewegliche Verhältnis zwischen Zwangsmechanismen und Prozessen, „durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert und modifiziert wird“. Regierung bezieht sich also vor allem auf Prozesse der (Selbst-)Produktion, die an Regierungsziele gekoppelt sein können (Foucault 1993: 203-204; vgl. auch: Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 29 sowie: Lemke 1997:143-150).
- 11 Sie reizen zu einem Handeln an, das den einzelnen ermächtigt, individualisiert und sexualisiert und ihm zugleich mit dieser Ermächtigung die Auflage gibt, sich in eine (sexualisierte, rassistische, geschlechtliche) Ordnung einzufügen.
- 12 Dieses Vorgehen stellt einen Versuch da, das von Shulamit Volkov beschriebene „missing link“ zwischen historischem Subjekt und seinen Denk- und Verhaltensstrukturen herzustellen. Die Konzentration auf die Frage nach dem Wie, unter Zurückstellung der Suche nach Ursprüngen und Ursachen, könnte dazu beitragen, den Schlüssel zum Erfolg des männerbündischen Denkens und seines Antifeminismus wie auch Antisemitismus zu liefern (Volkov 2000: 23-25).
- 13 Schurtz sah sich durch Ammons Thesen bestätigt, auf die er erst nach der Abfassung seiner eigenen Schrift aufmerksam geworden sein will. „Eine solche Übereinstimmung der Ergebnisse ist ein erfreulicher Beweis für die Richtigkeit der Rechnung“ (Schurtz 1902: 22; Ammon1901: 103).
- 14 „Mit der Civilisation wächst die Entartung, d.h. die Abweichung von der ursprünglichen Art; (...) Eine der wichtigsten Arten geistiger Abweichung besteht darin, dass der Geschlechtscharakter an seiner Bestimmtheit verliert, dass beim Mann weibliche Züge, beim Weibe männliche auftreten“ (Möbius 1901: 132).
- 15 Zu Begriff der Normalisierung und zur Entstehung des Normalisierungsdiskurs im 19. Jahrhundert vgl.: Link 1997.
- 16 Zur Biographie als subjektivem Ort der Verschränkung von Wahrheit, Wissen und Macht vgl.: Bublitz 1999: 201. „Sich selbst eine Lebensform zu geben, bedeutet dann, sich in den Kategorien zu bewegen, die das ‚Archiv des Wissens‘ vorgibt. Dies führt zu Fiktionalisierungen biographischen Erlebens, das als solches für authentische Subjektivität gehalten wird, in Wirklichkeit aber sowohl in der individuellen Konstruktion und Rekonstruktion gesellschaftlichen Wahrheitskonstrukten folgt. Die Möglichkeit einer ‚biographischen Prothese‘, d. h. einer Bewegungs- ‚Freiheit‘ des/der einzelnen in (un)be- und gewussten Denkräumen, die die eigene Biographie strukturieren, beinhaltet also gesellschaftlich konstruierte Begrenzungen der eigenen biographischen ‚Identität‘, die zumindest nachträglich für individuell bewusste Entscheidungen gehalten werden.“ Zum Beispiel werden die Wahrheiten des Individuums vor allem im Geschlecht gesucht. Ebd.
- 17 Es war die Zuneigung zueinander und zu ihren Führern, verbunden mit der Abneigung gegen Mädchen und Frauen, die die Jungen während ihrer Adoleszenz erlebten. Man fragte sich, woher diese Gefühle kamen, ob Erotik oder gar Homosexualität im Spiel waren (Geuter 1994: 118-155).
- 18 Es geht mir weniger um die Darstellung der Elemente, die die inneren Merkmale der Kontinuität und Selbstidentität der Person stiften, als um die Frage, „in welchem Maß die Identität, die innere Kohärenz des Subjekts und sogar der selbstidentische Status der Person durch die Regulierungsverfahren der Geschlechter-Ausbildung und Teilung konstituiert“ werden, wie Judith Butler es formuliert hat. So verstanden wäre „Identität“ eher ein normatives Ideal als ein deskriptives Merkmal der Erfahrung. Die Kohärenz und Kontinuität, die sich eine Person gibt, sind aus dieser Perspektive keine logischen oder analytischen Merkmale der Persönlichkeit, sondern „eher gesellschaftlich instituierte und aufrechterhaltende Normen der Intelligibilität“ (Butler 1991: 38).
- 19 Brief an die Mutter; Archiv der deutschen Jugendbewegung. Nachlass W. Kindt: Mappe 2.
- 20 Erweiterter Anhang zur zweiten Auflage 1914 (1912): 151.
- 21 Zur Geschichte des diskursiven Kampfes zwischen „flexibel normalistischen“ Grenzaufweichungen und „protonormalistischen“ Versuchen, Normalitätsgrenzen im Verlauf des langen 19. Jahrhunderts erneut zu fixieren vgl.: Link 1997.
- 22 Tagebucheintragung vom 8.8.1920; Archiv der deutschen Jugendbewegung. Nachlass W. Kindt.